

## Diagonalen durch Bamberger Gärtnerei und Häckerviertel

*"Von all den wohlthätigen Männern, die sich um die Cultur Bamberg's verdient gemacht haben, ist der Name in des Grabes Dunkel gehüllt. Wer war der Mann, der den ersten Keim zu dem, nun zu so einer glänzenden Höhe gebracht, Gemüsebau legte, und dadurch der Urheber des blühendsten Wohlstands von Tausenden wurde? Blühend ist der Gemüsebau um die Stadt Bamberg. Er verdient die ehrenvolle Erwähnung, mit der Geographen und Reisende davon sprechen. Man hat hier die Production der besten und edelsten Gemüse der Natur selbst abgezwungen.*

*Der trockene Sandboden konnte nur durch den hartnäckigsten, durch keine Anstrengung zu ermüdenden Fleiß zum Gartenfelde umgeschaffen, und nur durch unermüdete Beobachtung der Natur ihre Vortheile abgelauert werden. (...)*

*Der Bambergische Gärtner ist aber auch die betriebsamste Volksklasse im Staate."*

*F.A. Schneidawind: Versuch einer statistischen Beschreibung des Kaiserlichen Hochstifts Bamberg. Bamberg 1797*

Im Umgriff größerer Städte sind einzelne Landwirtschaftliche Betriebe keine Seltenheit. Oft handelt es sich um aus dem städtischen Verdichtungsraum früh ausgelagerte Höfe, oder es sind Relikte, an denen die einst agrarische Prägung längst eingemeindet und mit dem Stadtganzen verwachsener Vororte noch abzulesen ist.

Die Bamberger Gärtnerei hingegen und das von ihr geographisch separierte Häckerviertel um den Laurenziplatz sind keine temporären Erscheinungen im Weichbild der Stadt, sondern Konstituenden der Bamberger Stadtanlage seit sechs Jahrhunderten. Auch dies ist, unter dem Aspekt historischen Städtevergleichs, kein Einzelfall. Der erste Artikel der Zunftordnung des Bamberger Gärtnerhandwerks von 1693 nennt als anerkannte Ausbildungsorte des wandernden Gärtnergesellen süddeutsche Städte wie Ulm, Straßburg oder Landshut; Städte also, an deren

damaligem wirtschaftlichem Leben der Erwerbsgartenbau bedeutenden Anteil hatte und Ansehen genoß.

Noch heute erinnert beispielsweise das Straßburger Quartier Krutenau in seiner Namensgebung an kernstadtnahe Krautbauflächen, wobei diese bereits zu Anfang des 18. Jahrhunderts infolge der Anlage eines raumverschlingenden barocken Befestigungssystems zur innerstädtischen 'Baulandreserve' erklärt wurden.

Einzig und bemerkenswert ist vielmehr die Beharrlichkeit, mit der sich Siedlungsraum und gärtnerische Nutzflächen der Bamberger Ackerbürger gegenüber der Stadtextension seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, wenn auch unter Verlusten, behaupten konnten. Trotz des Ausweitungsdrucks von Wohnflächen, industriellen Gewerbesiedlungen und dem damit verknüpften Zuwachs an Verkehrsflächen eignet der Gärtnerei noch heute eine erfahrbare, allerdings akut bedrohte historische Gestalt, die in Deutschland ihresgleichen nicht mehr findet. Aufgrund der topographischen wie klimatischen Voraussetzungen begünstigt, weniger von dem erst durch generationenlange Urbarmachung zur Intensivnutzung geeigneten, vordem versumpften und bewaldeten Schwemmlandboden östlich der Regnitz, kam es im Laufe des 14. Jahrhunderts durch vom Bamberger Großbürgertum getragene Rodungsunternehmungen zur Anlage der ersten Gartenfelder.

Bevölkerungszunahme in der Stadt und daraus resultierende Bebauungsverdichtung bedingten eine Cerealienversorgung aus planmäßig angelegten, stadtnahen Gebieten; Verfeinerungstendenzen in der Speisenzubereitung führten zum Anbau von bislang den Klostergärten vorbehaltenen Sonderkulturen an Kräutern und Gewürzpflanzen.

Kann die Theuerstadt um das Kollegiatstift St. Gangolf als Keimzelle der Bamberger Gärtnerei gelten, in der weiteren Entwick-

lung sich ausdehnend auf den Grundstücken der Patrizier selbst und ihrer Spital- und Siechhofstiftungen entlang der mittelalterlichen Fernhandelsachse, dem Steinweg, so entstanden unter vergleichbaren Vorzeichen im Gebiet der Bergstadt, auf den Liegenschaften des an der Ausfallstraße gegen Würzburg gelegenen Antoni-Siechhofs Siedlungsansätze des anderen Bamberger Ackerbürgerstands, der Häcker.

Versagte schon das Städtelob des Albrecht von Eyb nicht den ausdrücklichen Respekt vor den Leistungen des Bamberger Gemüsebaus, findet beim Auber Chronisten Johannes Boemus erstmals der Anbau von Süßholz Erwähnung, das, im Hochmittelalter bereits als Importware aus dem Mittelmeerraum bekannt, ab etwa 1500 in Bamberg als älteste Sonderkultur nördlich der Alpen angebaut wurde. Die Süßholzwurzel, von deren botanischem Namen *Glycyrrhiza* sich die Zubereitungsbezeichnung 'Lakritz' (eingedickter, aufgekochter Wurzelsaft) ableitet, wurde derart zum Bamberger Exportschlager, daß ihr der Geometer Peter Zweidler auf seinem Plan von 1602 ein zeichnerisches Denkmal setzt. In einer Kartusche am unteren Rand des "Gründlichen Abrisses der Stadt Bamberg" sind Stauden und geflochtene Wurzelkränze der Pflanze abgebildet. Im heutigen Tag unter Marketingleuten üblichen 'Neusprech' würde man die Funktion dieser Zeichnung als "Logo", als Identifikationssignum bezeichnen.

In seiner realistischen Detailtreue stellt der Zweidler-Plan die früheste Bildquelle dar, aus der sich Ausdehnung der Gärtnerbereiche und Typus der Wohn- und Wirtschaftsanlagen erschließen. Entlang des dem heutigen Straßenverlauf fast schon gleichenden Wegenetzes herrscht noch die lockere Reihung eingeschossiger, meist giebelständiger Wohn(stall)-häuser vor, funktional komplettiert durch noch unregelmäßig oder schon rechtwinklig, in Hakenhofform beigeordnete Scheunen.

Letzte Zeugen der damaligen Bauperiode, obwohl freilich in ihrer Fassadengestalt seither verändert, sind die Anwesen Egelseestraße 43 und Mittelstraße 72. In Baugefüge und Baukörper, markant durch die stark herabgezogenen Halbwalmdächer, vermitteln sie

noch ein Bild des spätmittelalterlichen Gärtnerhauses, das im großen und ganzen dem zeitgenössischen Bauernhaus des Bamberger Umlands entsprach.

Die zugehörigen Gartenfelder sind ihren Abmessungen nach annähernd quadratisch wiedergegeben, erst in der Folgezeit entstehen die uns vertrauten, langgestreckten Flurstücke der Hausgärten durch Realteilung und allmähliche Schließung der Straßenfronten durch die sich verdichtende Blockrandbebauung.

Es wirft ein bezeichnendes Licht auf das Geschichtsverständnis der Verantwortlichen, wenn noch im Bamberger Millenniumsjahr 1973 der Abriß eines vergleichbar wertvollen Gebäudes, Egelseestraße 41, wie ein Triumph in der Lokalpresse gemeldet wird. In launiger Wortwahl heißt es: "Morsches Gemäuer – der Bulldozer bringt's zum Einsturz."

Die für die Bamberger Gärtnerei als so charakteristisch – und das ist vom heutigen Erscheinungsbild her gerechtfertigt – angesehenen, nur durch Brandgiebel unterbrochenen, kettenartig aneinandergefügten Tordurchfahrtshäuser lassen bereits Züge einer spätbarock-dirigistischen Bauvorgabe erkennen.

Zu Anfang noch durchweg erdgeschossig, verkörpern diese grundsätzlich traufseitigen Häuser mit ihren mittigen oder seitlichen Durchfahrten einen Prototyp, dessen Raumdisposition bis ins erste Drittel unseres Jahrhunderts bei Neuplanungen von Gärtneranwesen bestimmend bleiben sollte. Eine solche Hausform ist, obgleich sie gerade Abschnitten von Mittel-, Kunigundenruh- und Nürnberger Straße ein ganz eigenartiges Gepräge gibt, weder auf Bamberg beschränkt, noch hier entwickelt worden, wie ein Blick über die Grenzen zeigt:

Die Städtepartnerschaft zwischen Bamberg und Esztergom ist, gemessen an den historischen Parallelen – beide einst aus einer Pfalzsiedlung hervorgegangen und beide Bischofssitz – durchaus berechtigter als so manche an den Haaren herbeigezogene Wahlverwandtschaft mediokerer europäischer Ortschaften. Spricht Wolfgang Buhl in Kriskchers erster Bamberg-Anthologie vom "kleinen Prag an der Regnitz", so vergleicht er die Silhouette der Bergstadt mit der Prager Kleinseite. Aber



Gretl und Georg Schley nach der Kartoffelernte

Foto: Werner Kohn

wo sind Gärtnerei und Laurenzviertel, und zwar nicht topographisch getrennt, sondern hier in additiver Überblendung, präsenter als in dem der ungarischen Stadt Sopron unmittelbar nördlich vorgelagerten Ackerbürgerbereich, dem mit deutschem Lehnwort so bezeichneten 'Poncichter'-Viertel?

Die kaum unterbrochenen Traufkettenhäuser etwa in der Heiliggeistgasse (Szent Lélek Utca) könnten in der Heiliggrabstraße stehen; bereits um 1700 hatten sie ihre feste Ausformung gewonnen.

Lagen sie Thesenblättern des ungarischen Allroundarchitekten Melchior Hefele zugrunde und galten sie als Musterhöfe beim Wiederaufbau der im Siebenjährigen Krieg zerstörten Bamberger Gärtneranwesen?

Oder sind es hier wie dort nur funktionale Bedürfnisse, die einer fast identischen Anlage Pate standen?

Balf Utca 18, gemeinsame europäische Symbolsprache, wieviel würdiger als die kindischen Piktogramme: An einer in den engen Straßenraum hineinragenden Stange pendelt der Efeukranz, und zeigt für ein paar Wochen den Ausschank an. In der Tordurchfahrt rechts zwei, drei Stufen hinauf, so muß es, ich bin zu spät nach Bamberg gekommen, in der 'Fröschgrube', dem 'Cafe Bückdich' zugegangen sein. Mit schamorierten Weichholztischen bestückte Räumlichkeit halböffentlichen Charakters, wird hier laut und doch bedächtig mit Deutschem Blatt ein Kartenspiel zelebriert. Wäre nicht die fremde Sprache, man merkte nur am erdigen Blaufränkischen, dem Hauswein, daß es 700 Kilometer bis zur Tocklergasse sind.

Bot bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts die Lage der Gärtnerei unmittelbar an der Fernhandelsstraße nur Vorteile – man halte

sich nur vor Augen, was eine ordentlich befestigte Magistrale für den Vertriebsradius zu einer Zeit bedeutete, da die Gärtner auf ihren 'Ohnifahrten' noch persönlich für den Absatz ihrer Produkte sorgten, oder welchen allfälligen Nahrungsmittelbedarf die ungezählten Gasthäuser entlang der heutigen Königsstraße hatten – so sollte die Trassenführung eines neuen Verkehrsmittels, der Eisenbahn, die Gärtner auf eine harte Probe stellen. Zwar war jetzt selbst in München ein täglich beliefeter 'Bamberger Markt' möglich geworden, doch beeinflussten die Bahndämme den Grundwasserstand der externen Gartenflächen und unterbrachen das althergekommenes Flurwegenetz dorthin.

Neben solchen unmittelbaren Erschwernissen hatte das Verlangen nach repräsentativer Achsenführung vom Bahnhof zur Innenstadt einen Straßendurchbruch im Verlauf der nun angelegten Luitpoldstraße zur Folge, wodurch ab 1867 die Theuerstadt ihres reinen Gärtnercharakters entkleidet und mit einem gründerzeitlichen Boulevard geteilt wurde. Gleichzeitig entstanden die ersten Mietshauskarrees in durchgehend dreigeschossiger Bebauung östlich der Bahnlinie, auch dies auf Kosten alten Gärtnerlands.

Umwidmung stadtfürerlicher Ackerlands zu Gartenland, also Intensivnutzung statt Extensivnutzung, Gründung neuer Gärtneranwesen, unter Beibehaltung der typischen Streifenparzellen als Hausgärten, entlang der äußeren Ausfallstraßen (Hallstadter-, Geisfelder-, Zollnerstraße) und schließlich vor allem der nach dem Zweiten Weltkrieg eingeschlagene Weg zur Gründung von Aussiedlerhöfen, noch in den 60er Jahren als zukunftsstrahlende Musterhöfe gefeiert, konnten den Verlust stadtnaher Flächen und Blockinnenflächen kompensieren.

Wie stark der Quartiersgeist und die Identifikation der Gärtner mit ihrem Beruf war, dafür steht zeichenhaft der erfolgreiche Protest von 1967 gegen den Durchbruch einer Verkehrsstraße quer durch die Untere Gärtnerei, um die Löwenbrücke mit der Zollnerunterführung zu verbinden. Es war eine durchaus konservative Rebellion, eine der ersten Bürgerinitiativen in der Bundesrepublik, und ihr war Erfolg beschieden. Auch wenn die unse-

lige Ideologie eines Primats der Verkehrs- 'gerechtigkeit', die Willkür von 'Tangenten' – und 'Sekanten' – Planung notabene innerhalb des Stadtdenkmals Bamberg bis zum heutigen Tage fort dauert und ihretwegen noch genügend Bestandteile des historischen Stadtgefüges vernichtet wurden – es lohnt, schon um der Erinnerung an jene bürgerliche Solidarität willen einen Rückblick auf jene Tage im Juli 1967, als der Initiativführer Hans Rost, ein umtriebiger Gärtner und Besitzer einer Kranzbinderei in der Färbergasse, dem Stadtrat einen heißen Lokaltermin bescheren ließ. Der 'Fränkische Tag' berichtet unter der Schlagzeile "Hißt Trauerflor – der Stadtrat kommt" anschaulich über das Geschehen:

*"Die Bürgerschaft des alten Bamberger Gärtner Viertels zwischen Siechenstraße und Heiliggrabstraße ist gestern Vormittag gegen den Stadtrat aufgestanden. Mit schwarzen Fahnen und gereizter Stimmung, die später in ein vielstimmiges 'Pfui' und 'Schämt euch!' mündete, ließen die aufgebrachten Bürger ihre Stadträte wissen, daß sie willens seien, 'bis zuletzt!' gegen die Absicht der Stadt zu kämpfen, durch das alte Gärtner Viertel eine moderne, breite Straße zu bauen. Dem Durchbruch (...) würden 88 Häuser zum Opfer fallen.*

*(...) Donnerstag früh wurde in Hans Rosts Laden statt Blumen Trauerflor verkauft. Die große Rolle mit 350 Metern schwarzen Stoffs, ein Meter breiter Ware, wurde zusehends kleiner. 'Mir a drei Meter!', 'Und mir fünf!' Das Stoffgeschäft blühte. Um zehn Uhr, eine halbe Stunde vor Besichtigung durch den Stadtrat, glichen die engen Gassen schwarz verhangenen Wegen. (...) Ein Passant zu den Gärtnern: 'So üppig schmückt Ihr nicht einmal zu Fronleichnam...'*

*In der Färbergasse, in der Mittelstraße, in der Heiliggrabstraße und an der Klosterstraße standen zudem große Plakate, auf denen auf schwarzem Grund mit weißer Schrift die Meinung der Anlieger aufleuchtete: 'Stadtrat – achtet das Grundgesetz! Wir sind freie Bürger.' Oder: 'Stadtrat – wir kämpfen bis zum letzten.' (...) Oberbürgermeister Dr. Mathieu war verständlicherweise keineswegs gut gelaunt, als er von den Empfangsvorbereitungen seiner Bürger erfuhr. Er schlug deshalb vor, nur mit dem Omnibus der Stadtwerke mit der Auf-*

schrift 'Sonderfahrt' durch das Gebiet des geplanten Durchbruchs zu fahren. Als der Bus aber das Trauerspalier erreicht hatte, wurde er von seinen Räten gedrängt, den Bus halten zu lassen und auszusteigen. Der Stadtrat zeigte Mut.

Die Mitglieder der Interessengemeinschaft hatten vor dem Haus ihres Vorsitzenden auf den Stadtrat gewartet. Nun disponierten sie um und rannten ihrem Besuch entgegen. Unser Berichterstatter notierte folgende Diskussionsbeiträge:

*'Wir sind doch keine Idioten, verkauft halt eure Häuser, wenn ihr neue Straßen haben wollt!', 'Wir haben euch als unsere Vertreter und nicht als unsere Verkäufer gewählt!', 'Wir wollen kein Geld, wir wollen unsere Häuser behalten!' Und immer wieder: 'Der Durchbruch kommt nicht in Frage!' (...) Der Bus fuhr ab, fuhr über die Luitpoldstraße in die Heiliggrabstraße ein. Auch hier viel Schwarz und viel Polizei, die ganz in der Nähe wohnt, dem Durchbruch aber nicht im Wege liegt. Stadtpfarrer Köbrich stand mitten unter seinen Gärtnern, von Richtung Ottokirche her kam Oberpostrat Hundt, der Kritiker offizieller Bamberger Planung, mit schußbereiter Kamera herbeigerannt. Gärtner öffneten ihre Türen und hießen die Stadträte eintreten, damit sie die Hausgärten hinter den kleinen Häusern sähen, wo's auch gestern grünte wie seit Hunderten von Jahren: Kohlrabi, Gurken, Kraut, Gelbe Rüben ...'*

Ob die Gärtner heute noch auf ihr Wählerpotential vertrauen können?

Im diesjährigen Flächennutzungsplanentwurf wird die Südflur als "grundsätzlich für Wohnungsnutzung geeignet" befunden, "auf die bisherigen Nutzungsabsichten Friedhof und Gärtneransiedlung kann verzichtet werden, weil für beides kein Bedarf mehr besteht". Wie schön, die Bamberger stellen das Ableben ein und damit auch den Verzehr von Gartenerzeugnissen... mit Space-Food lebt sich's länger. Mir kommt ein Spruch aus den frühen Achtzigern in den Sinn: Ist der Bauer erst mal tot, eßt ihr alle Kunststoffbrot! Die 'money'theistische Weltanschauung kleidet sich freilich adrett im grünen Mäntelchen, heißt es in derselben Vorlage bezüglich der Unteren Gärtnerei:

*"Der Blockinnenbereich wird weitgehend als Grünfläche dargestellt, an den Blockrändern wird Wohnbaufläche in einem umfang dargestellt, der eine zweite bzw. dritte Baureihe ermöglichen soll. Durch diesen Verzicht auf eine weitergehende Wohnflächenausweisung soll in diesem zentralen Block der Hofstadt die bestehende Struktur erhalten bleiben. Die Darstellung als Grünfläche soll zudem den langfristigen Abbau von Gründefiziten Bamberg-Mitte dienen."*

Wie generös. Letzteres kann doch nur bedeuten, daß die Hausgärten im Kern des gärtnerischen Siedlungsraums in Zukunft ihr Gnadenbrot als Grünanlage fristen dürfen. Ach, Erinnerung ist halt das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden...

Man braucht schon nicht mehr alt zu sein, um rückblickend auf die Lebensspanne seit den ersten Kindheitserfahrungen Heimatverlust zu benennen. Ein heute Dreißigjähriger sah als Kind vielleicht noch den Hufschmied arbeiten auf dem Marktplatz einer Kleinstadt, oder entsinnt sich des Verschwindens von Kolonialwarenhandlung und Posthaltereie im Dorf. Das ganze Panoptikum handwerklicher Kleinbetriebe in Souterrain und Hinterhof ist seitdem bis zur Unkenntlichkeit ehemals quartiertypischer Strukturen ausgedünnt, wenn nicht gar verschwunden. Mangelte es nicht auch an zur Übernahme bereiten Nachwuchs, lag's nicht am Wirrsal der Gewerbeordnungsnovellierungen, Konzessionszuteilungen, kurz – am zutiefst illiberalen Hineinverordnen?

Eben nicht funktionsgetrennt: Die Arbeitsstätte über den Hofplatz von der Wohnung aus erreichbar, einsehbar. Berufsausübung und damit Berufsbilder werden, ziehen sie sich aus dem öffentlichen Raum zurück, unanschaulich, verweigern teilnehmende Beobachtung. Gärtnerarbeit findet öffentlich statt, geht man die Flurwege entlang, beim Blick über Einfriedungsmauern, beim Einkauf in den Tordurchfahrten.

Menschengemäßer Arbeitsraum. – Blickflucht eines Hausgartens in der Heiliggrabstraße: Das wir zu räderlosen, liegendebliebenen Wagenburgen geordnete Treibgut der

Scheuern und Holzlegen unter ihren störrischen Firsten, rückwärtig der Mittelstraße, Treibgut überlieferten Bauens, versteinert, verholzt, nachlässig geflickt, bedächtig ersetzt, wie nach dem Gesetz des Massenerhalts nach jeder Neuverschränkung der Teile immer wieder gleiche, sichere Proportionen.

### *Slavenstreit und Städtespott*

Wenn eine Berufsgruppe in seltener Geschlossenheit, räumlich konstant und über lange Zeit ihren Platz im Gefüge einer Stadt behauptet, wenn die anderen Bürger der Stadt ihr eine 'eigene Sprache,' einen Soziolekt, bescheinigen und gewisse Familiennamen für den Ortskundigen Zugehörigkeit oder zumindest Herkunft aus dieser Gruppe nahelegen, dann ist es vom geläufigen Spruch: "ein eigenes Völkchen" für den Heimatversonnenen kein weiter Weg mehr, sich Gedankenspielen nach einer vielleicht bemerkenswerten, anderen Abkunft dieser Menschen zu widmen.

Da wird gern ein althergebrachter Neckname, mit allerlei gewagten Hypothesen angereichert, noch ein paar Jahrhunderte älter gemacht; das immer noch latent in vielen Gesprächen aufscheinende, dunkle Wissen um die Zäsur des "Schwedenkriegs" oder den großen Kaiser Karl taugt als diffuses Stereotyp, hervorragend geeignet zum willkürlichen Andocken der "unvordenklichen Zeit". Dem Durchschnittsbamberger des in so vielen Lebensäußerungen sakral geprägten 18. Jahrhunderts dürften solcherlei volksetymologische Betrachtungen seiner Gärtnernachbarn noch fremd gewesen sein. Woandersher stammten mit Sicherheit nur die paar wenigen Protestanten, und die Gärtner (und Häcker) waren katholisch. Unlängst hörte ich in der Wunderburg das verklungen geglaubte Bamberger Drohwort: "Den werd mä scho noch kaddolisch machn", was so viel heißt wie ordentlich die Meinung sagen, – aber Idiomatika sind eben nie genau zu fassen und Drohgebärden, vor denen es gestern den Kopf einzuziehen gegolten hatte, haben heute oft eine milde Note.



Foto: Erich Weiß

Der Sage nach nahmen sich die Häcker einst auf derbere Weise vor, jemanden "katholisch zu machen", und zwar den mit Bekehrungsabsichten zu ihnen kommenden Martin Luther, den sie bis zur Urbanimarter verfolgend aus der Stadt jagten.

Zu der Zeit aber, als die Idee des Nationalstaates aus der Flasche entwich, die ein Kurzsichtiger entkorkt hatte, und das Heilige Römische Reich sein Ende nahm, nützte den Gärtnern ihre Religionszugehörigkeit nur noch bedingt, denn man hatte ihr vermeintliches Anderssein entdeckt. Mit der 1819 erschienenen Schrift 'Geschichte des Slavenlandes an der Aisch' von Nikolaus Haas wird der Grundstock gelegt zu einer der krudesten Feden der Bamberger Heimatgeschichte.

Haas skizziert ein Kurzportrait der Slaven in der vorfränkischen Terra Savorum: "*Alles stimmt darin überein, daß die Slaven kein untapferes, zu stätiger Arbeit, vorzüglich Ackerbau, Gewerben, Handwerken und Künsten geneigtes, ein fleißiges, gemüthliches Volk waren.*"

Diese holzschnitthafte, mutmaßende Physiognomik völkerwanderungszeitlicher Slaven entspricht der romantischen Auffassung von Völkern als Wesenheiten, als rückwirkend an ihren unveränderlichen Eigentümlichkeiten identifizierbaren Gesamtpersönlichkeiten. Ähnlich wie barocke Herrscherdynastien sich einen Stammbaum bis auf Äneas oder Herkules zurück allegorisiert hatten, verlangt es die bürgerliche Gesellschaft aus ihrem Selbstbewußtsein heraus nach historischer Legitimation, nach greifbarer, nationaler Standortbestimmung; einerseits um sich, anfänglich im gleichberechtigten Nebeneinander, unterscheiden zu können, andererseits um aus rückwärts gewandten Utopien künftige gesellschaftliche Leit- und Wunschbilder zu formulieren.

Das Ganze verließ die Idee des friedlichen Wettbewerbs und geriet in gefährliches Fahrwasser, als später im 19. Jahrhundert archaische Völkerschaften, egal wie greifbar sie in ihrer historischen Erscheinung waren, in binneneuropäische Rassenuntergliederungen eingepfercht wurden.

Daß dies nicht allein eine deutsche Angelegenheit war, zeigen die Theorien des russischen Geschichtsphilosophen Danilewski, dessen ethnopsychologische Definition des slavischen Menschen in seltsamer Übereinstimmung mit Haas die nämlichen Tugenden als genuin slavisch erklären.

1897 verfaßt der Kulturfeuilletonist Anton Schuster eine ausgesprochen poetische Würdigung des seit 1834 allgemeinen Bamberger Stadtfriedhofs und schreibt über die Lage: "*... so daß die sterbliche Hülle des Gärtnermannes inmitten seiner gewohnten Arbeitsstätte dem ewigen Erntefeste entgegenschlummert*", und konstatiert sogar körperliche Unterschiede im Erscheinungsbild zwischen Gärtnern und "Stadtbewohnern". Nach einer anschließenden Exkursion in die Mythologie der Slaven sieht er sich in seiner Ansicht bestätigt, daß die Bamberger Gärtner direkte Abkömmlinge der Regnitzwenden seien. Dies sei "eine allseits geäußerte Ansicht der verschiedensten Geschichtsforscher", entbehre aber jeglicher Quellennachweise. Indiz sei die geographische Lage Bambergers in der ehemaligen Terra Savorum, – woran heute die Frage geknüpft werden müßte, inwieweit das Bistum bei seiner Gründung im nächsten Umfeld der Stadt noch Missions- und Kolonisationsaufgaben hatte –, weiter die den Slaven im Gegensatz zu den Germanen eigene Neigung zum Ackerbau, und drittens seien es Sprachbelege in der Gärtnermundart, wobei zum Beispiel der Fluch "Du Teufelskröt" auf eine finstere slavische Gottheit namens Krodo zurückgehe.

Solche etymologischen Waghalsigkeiten, erst recht die hanebüchenen phänotypischen Spekulationen Hans Ebers im 'Bayernland' 1925: "*Starkknöchiges, glattrasiertes (!) Gesicht, strohblondes Haar, Kleidung und Ausdrucksweise deuten auf das Wendische hin. (...) Dass kann man am Besten feststellen, wenn man einen Bamberger arischer Abstammung mit ihnen (den Gärtnern) vergleicht...*" mußten zu gegebener Zeit eine kaum wissenschaftlicher argumentierende Gegenbewegung auf den plan rufen.

Konrad Arneht schließt 1936 einen Aufsatz über die Herkunft der Gärtnernamen mit dem Verdikt: "*Der heutige Gärtner ist nicht das Er-*

gebnis einer Jahrhunderte dauernden, ungesund wirkenden Inzucht einer slavischen Urbevölkerung."

Nach der Besetzung Polens rückt das Thema schließlich aus der skurrilen Sphäre in den Bereich politischer Agitation. Die zu dieser Zeit längst assimilierten Nachkommen Stadt- und Landbamberger Auswanderer, die sich seit 1719 als Kolonisten im pestentvölkerten Posener Umland angesiedelt hatten, galt es zu 'regermanisieren'. Und nun werden Haas und seine späten Epigonen im Feldwebelton heruntergeputzt, und nicht von irgendjemand, sondern ausgerechnet von Michael Hofmann, dem genialen Geburtshelfer der Orff'schen Carmina Burana: "... Hier ist die Stelle, erneut auf den verbrecherischen Unsinn hinzudeuten, dessen volksschädliche Auswirkungen freilich in der Sicherheit und Gemächlichkeit der Bamberger Heimat weniger fühlbar sind. Ich meine die von der Forschung bereits seit Jahren widerlegte Legende von der slavischen Abstammung der Oberfranken oder besonders der Bamberger oder doch der Bamberger Gärtner. (...) Die Slavenbegeisterten Geschichtsstümper (...) haben damit nur der polnischen Presse Wasser auf ihre Mühlen geleitet: Die Bamberger selbst hätten längst nachgewiesen, daß sie ursprünglich der slavischen Völkergemeinschaft angehörten und nur mit roher Gewalt von den bösen Franken ihres Volkstums beraubt und zu Deutschen gemacht worden seien. (...) Schluß jetzt mit dem Bamberger Slaven-Wahn! Wer die deutsche Vergangenheit unserer Heimat antastet, ist ein Volksverräter!"

Was mag in den Mann gefahren sein?

Tatsache ist, daß die Erscheinung einer 'multikulturellen' Gemeinschaft seit jeher und immer wieder zu gewissen Zeiten der Normalzustand in Mitteleuropa gewesen ist, daß das Kulturgut einer Volks- oder Bevölkerungsgruppe bald dominant wurde, daß sich andererseits Reliktgruppen oft zäh und lang ihrer einmal gewonnenen Identitätshaut wehrten. Wieviel slavisches Erbe noch in jedem einzelnen Bamberger stecken mag, bleibt ins dunkel der Bettgeheimnisse der Karolingerzeit gehüllt und zwar auf ewig. Aber lassen wir uns die Fakten, die vielen

Theorien ruhig als Tableau friedlichen Gesellschaftsspiels: Leuchten denn nicht im mahenden wie vorsorglichen Walten Wunderburg'scher Kellnerinnen Ideale (slavischer) Muttergottheiten auf? Und genau hinge-schaut: Könnte nicht der Zapfer einer Brau-stätte an der Mariahilfikirche auf den ersten Blick als Jelzins Doppelgänger gelten?

Nicht zufällig hat sich in den gastronomischen Zentren des Laurenziviertels und der Gärtnerei, in Greifenklau und Mahrsbräu der von Hans Morper vor 20 Jahren, zur Jahrtausendfeier der Stadt, schon im Erlöschen geglaubte Brauch des abendlichen Bierholens gehalten. Er lebt noch. Und es sind nicht nur die Älteren, die in ungeeichten Kannen ihre "drei Schoppen gleich eine Maß" am Brauereiausshank verlangen, das Quantum eben vom Zapfer geadelt mit dem "Sprutz", der Zugabe eines satten Viertels.

Über den Charakter der Bamberger Ackerbürger ist genug in Anekdotenform spekuliert worden. Der identifizierende Städtespott nimmt den Gärtner gar pars pro toto in die Pflicht, ist doch der 'Zwiebeltreter' immer noch im Schwange als Bezeichnung der Bamberger in den umliegenden Städten. Aber das Spottwort hat seine Schärfe verloren, nostalgisch bezeichnen sich die Einwohner dieser Stadt selbst so und die Fremden, die den Begriff nicht kennen, bekommen ihn von genügend Stadtführern erläutert. Dabei ist diese Art Identifikation eines Stadtbewohners mit einer speziellen Berufsgruppe seiner Stadt selten. Mit dem Aschaffenburg 'Kumbeer', abgeleitet vom französischen 'Comparé', dem Vertreter des kleinbürgerlichen Fischerviertels an sich, verhält es sich noch so; und beide Namen scheinen um so populärer zu werden, je seltener die Fischer beziehungsweise die Haupterwerbsgärtner werden.

Vielleicht ist es so, daß die lieben Städte die *Derbheit der Gärtner gerne vergrößern und daß man vor der Welt nicht eindrucksvoller mit den Bamberger Gärtnern renomieren zu können glaubt, als wenn man ihr derbes Wesen als charakteristisches Specificum besonders unterstreicht. Aber die ausgewachsenen Salatköpfe sind nicht das Salatfeld und die faulen Erdäpfel*



sind nicht der Kartoffelacker.“ schreibt der Publizist Hans Rost, selber aus einer Gärtnerfamilie stammend. Er selbst, dem immerhin die Ehre widerfuhr, von Karlheinz Deschner in 'Kitsch, Konvention und Kunst' verrissen zu werden, zeichnet sich in seiner Autobiographie 'Erinnerungen eines fast glücklichen Menschen' – und ich glaube ihm – als fränkischen Wonnepfropfen von fröhlichem Gleichmut, mehr noch, von schmunzelndem Fatalismus. Sätze aus der Arie einer Mozartoper:

*"Fortunato l'uom, che prende  
Ogni cosa pel buon verso,  
(...) quel che suole altrui far piangere  
Fià per lui gacion di riso."*

Dieses Insichruhen-Können ist wohl wirklich das kleinste gemeinsame Vielfache der Bamberger Gärtner und Händer, – eine heute seltene, erworbene Begabung. Über das Wesen der Humsera, des gekelternen Prototyps weiblichen Gärtnerdaseins und Markthöckentums, sollte nichts mehr geschrieben werden, da alles gesagt. Hans Mörpers Hommage "Sie lebt ja noch, die Gärtnera ...", wie eine trefende Charakterisierung finden, wie nachsinnender, zärtlicher sich eines Menschenschlags erinnern? Wie schön und beinahe unüblich, wenn Denkmalsetzung nicht gleichbedeutend ist mit finalem Verlust des Dargestellten. Zu hohe Denkmalsockel sind verdächtig, posthume Setzungen entspringen oft genug dem Wunsch nach Vereinnahmung oder einfach dem schlechten Gewissen. Humsera, du Leitgestirn des Markthöckentums, du Inkarnat von lauernder Behäßigkeit, gewitzter Grobheit und Schlagfertigkeit, dir haben sie längst noch zu Lebzeiten deiner vorerst letzten Vestalinnen eine gebührende Skulptur gewidmet.

Humsera to take away – komplettierst du die Trias der Touristenmaskottchen neben Bruder Domreiter und dem grinsenden Antlitz des Apfelweibla-Türknaufs, hundertfach reproduziert, als bunt bepinselte Tonhohlfigur für gut zwanzig Ösen im Töpferladen an der Unteren Brücke...

## Ein Garten war ein Heiligtum

Die 1909 von Pius F. Messerschmitt gemalte "Ansicht der Stadt Bamberg von Südosten" steht motivisch am Ende eines über fast drei Jahrhunderte reichenden Vedutenkanons von erheblicher Variationsbreite der einzelnen Kunstwerke, deren gemeinsames Thema, Gesamt- oder Teilansicht der Stadt, stets kombiniert wurde mit Darstellungen aus der ackerbürgerlichen Arbeitswelt. Wengleich in ihrem Realitätsgehalt schwankend zwischen Staffage, Idylle und naturalistischem Duktus ist die Aussagekraft dieser Bildquellen topographisch, gerätekundlich wie auch hinsichtlich diverser Anbaukulturen nicht gering zu veranschlagen.

Deutlich abzulesen ist beispielsweise an Merians "Aigentlicher Abbildung der Bischöflichen Haupt Statt Bamberg" die Ausdehnung der Weinanbauflächen um St. Getreu und dem Panzerleitengrund, die überhaupt die Händerarbeit Bamberg ein weinseliges Gepräge verliehen zu haben scheint. Leopold Beyers nach einer Vorlage von Ludwig Richter in Stahl gestochene "Winzerfreuden" bieten kulissenhaft den gleichen bacchantischen Biedersinn, wie er vom Weichbild Iphofens oder Volkachs her wohlvertraut ist. Detailreich wird auf M.A. Ruprechts Stadtansicht von 1750 Gerätschaft und Kleidung weinlesender Händer gezeigt.

Demgemäß sind die Gärtner bei ihrer Heimkehr von der Arbeit Vordergrundmotiv auf Johann J. C. Treus Bambergpanorama aus dem Jahre 1767, wo noch deutlich die räumliche Scheidung zwischen dem Siechhofkomplex an der Hallstadterstraße und dem Siedlungsraum der damaligen Unteren Gärtnerei betont wird.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ist es dann die lokale Frauentracht, vor allem die überdimensionierte Flügelhaube, welche zeitgenössische Künstler zu zahlreichen Wiedergaben reizt. Zuerst von den Stadtbürgerinnen favorisiert und nur allmählich von den Gärtnerinnen übernommen, wird sie von letzteren länger getragen und reüssiert im Zuge der Trachtenpflege späterer Zeit wieder als Bestandteil vermeintlich typi-

scher Bamberger – sprich Gärtnertracht. Ein Kabinett- wenn nicht Kabarettstückchen der Museumspädagogik schließlich ist die Ausweisung des auf dem genannten Messerschmitt-Gemälde abgebildeten Kinderwagens, den zwei Gärtnerinnen während ihrer Tätigkeit beaufsichtigen, als Symbol für Fruchtbarkeit. Im Grunde handelt es sich bei den hier Abgebildeten um durchaus fortschrittliche Gärtnersfrauen, sollen doch nach Hans Rost noch um die Jahrhundertwende Säuglinge in Schenzen, den flachen, geflochtenen Körben, mit ins Freie genommen worden sein, das Gesicht zum Sonnenschutz mit einem großen Krautblatt bedeckt!

Wird der Weinbau nur noch auf einem kleinen Privatgrundstück im Berggebiet betrieben, so ist genauso das Süßholz, abgesehen von einer Traditionsinsel im Hausgarten des Gärtner- und Häckermuseums, von der Produktpalette der Sonderkulturen verschwunden. So mancher aus der Generation der heute siebzig- oder achtzigjährigen Gärtner hat es noch gegraben, zum Privatgebrauch als Genußmittel, als Rohr- und Rübenzucker es schon längst vom Markt verdrängt hatten. Die schleimlösenden und magenfreundlichen Eigenschaften des Süßholzes sicherten ihm dazu noch lange einen Platz in Bamberger Apotheken. Spätestens mit der formalen Auflösung der Gärtnerzunft 1868 endete auch seine zentrale Rolle im Zuge einer jeden Meisterprüfung, wo der Aspirant spätestens beim dritten Versuch die Staudenwurzel unversehrt ausgraben mußte.

Einem beständigen, wenngleich nicht beschleunigten Wandel im Sortenangebot war die Gartenkultur seit jeher unterworfen, im Spannungsfeld stehend zwischen Geschmackswandel, Mengennachfrage und der Gunst von Export- und Importsituation. Zeugnis der Bemühungen zur Abwehr preis-schädigender Überproduktion und damit eine Übersicht der damaligen Sortenvielfalt gibt Artikel 13 der eingangs erwähnten Zunftordnung, der sich auf ein bereits 1670 erlassenes "fürstliches poenal-decret" beruft: Es handelt sich um eine Anbaubeschränkung für Gemüse, Sämereien und Gewürzpflanzen auf Feldflächen, welche vor dem Dreißigjährigen Krieg für Getreidebau genutzt wurden. Rü-

ben, Kraut und Wirsing bleiben von dieser Regel ausgenommen; verboten aber wird, außer für den Eigengebrauch, der Anbau von Blumenkohl, Kohlrabi, Salat, Sellerie, Artischocken (!) und Pastinaken, von Meerrettich, Salbei, Nelken, Zwiebeln, Anis, Kümmel, Koriander und einer Reihe anderer Gewürzpflanzen. Für den Dialektforscher mag von Interesse sein, daß der Blumenkohl bereits unter dem heute noch gebräuchlichen Namen "Keesköhl" aufgeführt und damit ein Beleg für dessen Alter gegeben ist.

Die Mehrfachnutzung des Bodens war bereits Ende des 18. Jahrhunderts üblich. Auf seiner fränkischen Wanderschaft lobt Wakkenroder die Anbaumethoden der Gärtner: *"Ihre Kultur des Bodens und Methode dazu ist vortrefflich; sie nutzen ein Stück Land wohl 5 bis 6 mal, daher sie auch ein kleines Stück unverhältnismäßig teuer anzukaufen pflegen. An mehreren Orten sah ich auch auf den Feldern zweierlei Gartengewächs auf einem Lande untereinanderstehen."*

Diese recht genaue Beobachtung eines vorüberreisenden, zu den Romantikern der ersten Generation zählenden Dichters belegt die Breitenwirkung der in den beiden letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts boomenden Topographisch-Statistischen Monographien und der Journale, welche eine Diskussionsbühne für jeden boten, der sich im aufklärerischen Sinne mit Landesverschönerung und Verbesserung in Landwirtschaft und Handel beschäftigte. Auch Georg Probst betrachtet auf seine Weise, mit den Augen eines Physiokraten, den Boden als Quelle des Reichtums, und attestiert im 'Journal von und für Deutschland' 1792 dem Bamberger Gartenbau nacheiferswerte Vorbildlichkeit, reserviert verhält er sich gegenüber den Gärtnern selbst: *"Die Gärtnerey, deren alle Geographen bey Bamberg Meldung thun, darf ich hier wohl nicht übergehen. Sie (die Gärtner) machen beyläufig etwa 400 Haushaltungen aus, und sind in eine eigene Innung oder Meisterzunft verbunden. Sie bauen alle Arten von Zugemüsen, Salaten, Küchenkräutern und Hülsenfrüchten, sehr viel Hirse, und dabey wenigstens das Getreide ihrer eigenen Haushaltung. Von den ersten ziehen sie auch immer viel Saamen, mit dem sie keinen unbedeutenden Handel ins*

Ausland, unter anderen unmittelbar bis nach Wien treiben. Grünes Gemüs, Zwiebeln und der gleichen führen sie nicht nur in sehr großen Mengen auf die Landstädtchen, sondern auch nach Erlangen, Nürnberg, Koburg, Schweinfurth, und in das Wirzburgische, Meerettig sogar bis nach Frankfurt.

Der Süßholzanbau ist nicht unbeträchtlich; er hat auch nicht, wie ich irgend wo, ich weiß nicht mehr wo, gelesen habe, merklich abgenommen.

Das meiste Saamenwerk und Süßholz wird von sächsischen Fuhrleuten verführt. Der hiesige Pöbel glaubte ehemals, Bamberg sey der einzige Ort in Deutschland, wo Süßholz wachse, und dieses durch eine besondere Begünstigung des Hl. Heinrichs, welcher es, sie wissen selbst nicht zu sagen, woher, nach Bamberg gebracht haben soll.

Die Gärtner sind ein starker, arbeitsamer, eben nicht schöner Schlag Leute, die sich durch Grobheit und Unreinlichkeit auszeichnen: Übrigens kennen und benutzen sie alle Vortheile des Feldbaus, die wohl an manchen Orten, wo viel von Ökonomie und Gartenbau geschrieben worden ist, nicht so allgemein im Gange seyn mögen. Ihr Feldbau ist die beste Widerlegung der Brache; denn ihre Felder, die sie sehr gut düngen, müssen jährlich 4 bis 5 Sorten Gemüse tragen. Unterdessen giebt es hier Gärtner, die unter die reichsten Bürger Bambergs gehören. Auch versehen sie den größten Theil der Stadt mit Milch zum Kaffee."

Bei aller Hochnäsigkeit gegenüber dem mit der Hand arbeitenden Menschen und den von ihm gepflegten mündlichen Überlieferungen an Legenden – leider bei Autoren dieser Zeit kein Einzelfall – wirft dieser Text ein gutes Streiflicht auf die Realitäten des Wirtschafts-, Handels- und Alltagslebens.

Im Spannungsfeld zwischen Wandel und Beharren wurde in der Folge die Gärtnerei immer mehr zum Topos des letzteren und geriet zum Kontrast eines sich nach Ansicht vieler zu schnell und unreflektiert wandelnden, 'großstädtischen' Bambergs. Im Bamberger Jahrbuch 1930 stellte Landwirtschaftsrat Hans Dörfler zwei frühere Texte aus eigener Feder, jeweils Stimmungsbilder der Gärtnerei, gegeneinander. So heißt es im 1912 veröf-

fentlichten Aufsatz 'Fleck uralter Bodenkultur': "Drinne im Gärtnerviertel noch die Behäbigkeit des vorigen Jahrhunderts, behäbig das Gärtnerhaus, nicht anders der Gärtner und gleichen Wesens die Straße, ob Kunigundenruhstraße, Heiliggrab- oder sonst eine. Draußen noch unverletzt das weite Gärtnerland. Es schien, als trauten sich die menschlichen Behagungen nicht von den großen Straßen nach Hallstadt, Memmelsdorf und Pödelndorf weg."

Bereits 15 Jahre später mißt Dörfler augenfälligen Veränderungen, die heute wohl kaum jemand mehr aufregen, unheilvolle Bedeutung zu: "Drinne, in der 'oberen' und 'unteren' gleicherweise, hat sich das alte Gärtnerthum verkrochen, wo Benzinmotore knattern und Hupen gellen, da geht es der guten, alten Zeit nicht gut. (...) Früher ganze Linien einstöckiger Gärtnerhäuser, jetzt trägt manches mit einem zweiten Stockwerk die Nase höher, hat sich außerdem ein unzeitliches Gewand angelegt und ist samt Inhalt mehr oder weniger verstädert. Namen stehen an der Hausglocke, wie man sie unter Gärtnerfamilien nicht kannte..."

Und doch: sind 1993 nicht ähnliche Verluste zu benennen? Ein Studienfreund, in der Letzengasse aufgewachsen, erzählt mir von den alten Klingelzügen rechts der Haustore, unlängst verschwunden... Statt quäkender Gegensprechanlagen bei aufheulendem Motortlärm, ein fester Zug am Porzellan- oder Metallkauf.

Neben solchen eher kursorischen Vergleichen eines vermeintlich statischen 'Vorher' mit einem als rigidem Bruch empfundenen 'Nachher' benennt Dörflers Zusammenschau virulente Probleme, wie die Auswirkungen der Grundwasserabsenkung durch Kanalisierung auf Hausgärten und Baumbewuchs und verweist auf deren Funktion als Frischluftschneisen. Offenbar wird bei der Lektüre des 'Sterbenden Gartens' auch, über welch alte Wurzel der Planerjargon verfügt, wenn der Autor sich dagegen verwahrt, daß Gärtnereiboden "baufähig" gemacht werden solle. "Überall hört man", so Dörfler 1930, "die Gärtnerei muß erhalten werden... Bamberg ohne Gärtnerei verliert einen Teil seiner wert-

vollen, bodengebundenen Geschichte. Das Gesicht Bambergs verliert seinen besten Ausdruck, wenn wir keine Gärtner mehr haben. Das sagen viele, denen Bambergs Werden am Herzen liegt. Man ruft um Hilfsmaßnahmen: Organisation des Absatzes der Gemüse, Konzentration auf gewisse Gemüsesorten, Gartenbauschule und was noch alles möglich wäre. Gebt den Gärtnern das und jenes, fordern viele.

*Laßt die Gärtnern ihren Boden, und helft als Verbraucher von Gärtnererzeugnissen dazu, daß sie ihn behalten können, sage ich."*

Im selben Jahr machte sich Hans Schneidmadel "Gedanken um Bamberg". Es sei Ehrenpflicht der Stadt, dem Gärtnerstand auf Dauer Freiflächen zu sichern. Geradezu unseren Tagen entsprungen zu sein scheint seine Forderung, analog zu Naturschutzgebieten "Bodenkulturschutzgebiete" zu schaffen. Hätte man doch auf Schneidmadel gehört. Allerdings nicht auf jeden seiner Vorschläge: Nur zu zeitverhaftet im Größenwahn propagiert er 1937 den seiner Ansicht nach dringlichen Abriß der Häuserzeile Egelsee-/Nürnbergstraße, anstelle derer ein "Unter den Linden"-Boulevard "in der Gärtnerei" anzulegen sei...

Es seien an dieser Stelle die seither verantwortlich regierenden Stadtväter ausdrücklich für das gelobt, was sie nicht Realität werden ließen.

Selbstverständlich war in der Gärtnerei die Zeit nicht stehengeblieben, jedoch waren die Formen, in denen sich Wandel vollzog, maßvoller, und die Zeitspannen erträglicher. Das im zünftischen Wesen der vorindustriellen Zeit angelegte Gemeinschaftsgefühl konnte nie zu Klassenbewußtsein, sondern mußte zu Standesbewußtsein führen. Aus eigenverantwortlicher Arbeit des ausgebildeten Gärtners, zu unterscheiden von der Lohnarbeit mitunter saisonal beschäftigter Hilfskräfte, erwuchs eine Beharren und Flexibilität in seltener Mischung miteinander verbindende Autarkie. Noch vor der formalen Abschaffung der in ihren Kompetenzen seit 1802 immer mehr beschnittenen Gärtnerzunft fällt die vorausschauende Gründung des Bamberger Gärtnervereins 1863, als die absolute Höchstzahl von über 500 Gärtnerbetrieben

eine durchsetzungsfähige Interessenvertretung erforderte und ermöglichte. Bezeichnenderweise aus mentalitätsgeschichtlicher Ursache, dem rechtlich gar nicht mehr relevanten Dualismus von Unterer Gärtnerei, einst dem Stadtgericht zugehörig, und der dem Immunitätsbereich von St. Gangolf verbundenen Oberen Gärtnerei, kam es bereits 1887 zur Sezession innerhalb der Berufsvertretung der Gärtner. Im religiösen Leben läßt sich dieses bewußte Nebeneinander bis auf den heutigen Tag ablesen. Paritätisch tragen je acht Mitglieder der Oberen wie der Unteren Gärtnerei das Gnadenbild der Schmerzensreichen Muttergottes von St. Martin; das Prozessionsinstrumentarium der Unteren Gärtnerei besteht hauptsächlich aus nach der Vereinsspaltung in Auftrag gegebenen, im historischen Stil gefertigten Objekten. Sowohl landwirtschaftliche Versicherungsvereine als auch die Organisationen der Junggärtner hielten sich in der Folge an diese Trennung.

Als nicht zu unterschätzendes Verdienst dieser organisierten Zusammenschlüsse darf neben den Bemühungen um Fortbildung, der Verbesserung von Sorten und Gerätschaft die Öffentlichkeitswirkung angesehen werden, die den Bamberger Gemüseanbau auf Preiskonkurrenzen, Ausstellungen und landwirtschaftlichen Festen im besten Licht erscheinen ließ.

So versteht sich auch der 1975 gegründete Verein "Bamberger Gärtner und Häcker Museum" nicht als Nachlaßverwalter einer 'Gewesenen Berufsgruppe', sondern hat sich zum Ziel gesetzt, Entwicklungsstufen in Lebens- und Arbeitswelt eines fortexistierenden Gewerbes traditionssichernd zu dokumentieren. Bei den Zusammenkünften des Vereins fällt auf, wie straff und geradlinig das Anliegen besprochen und das Nötige beschlossen wird; kein zeitraubendes, eitles Debattieren, kein Wichtigtuertum. Zeit zählt noch, da ist kein Feierabend wie Kaugummi dehnbar; Modus nach Gärtnerart.

Brüche sind indes im Verlauf der letzten drei Jahrzehnte nicht zu übersehen. Wachsende räumliche Distanz zwischen Hof und dem Großteil der Wirtschaftsflächen bedingt zeitraubende Arbeitswege; seit etwa 1970 zwingt die Öffnung des Europäischen Mark-

tes zu immer schärferer Kalkulation, Niedrigpreise spotten dem Aufwand der Erzeugung. Zwar ist nicht nur der landwirtschaftliche Betrieb von internationalen wirtschaftlichen Strukturwandel betroffen; arbeitsintensive Güterfertigungen allgemein wurden teilweise schon vor Jahrzehnten in Billiglohnländer verlagert. Aber mußte es dahin kommen, daß einheimische Gemüsesorten nach Bamberg importiert werden? Erzeugungsspitzen, auf die der Gärtner früher stolz war, etwa die 'weißen Wochen' nach warmen Sommerregen, als der Blumenkohl wie Zunder wuchs, sie werden zum Draufleggeschäft: Kostet der Kopfsalatsämling im Einkauf 8 Pfennig, so bringt er dem Erzeuger bei ungünstiger Großmarktlage gerade noch 14 Pfennig pro Kopf. Der Zentner Kartoffeln brachte 1960 im Verkauf an den Großhandel 20 Mark, heute acht Mark.

Trotz Kunstdüngerverteuerung sind die heute üblichen 'Schnellwirker' von minderer Güte als der Kalksalpeter, der einst das "Struutz-Fahren" abgelöst hatte. Es ist der unheilvolle Zirkel: Explosion der Betriebskosten, die Vorlage der Ausgaben steigt bei ungewissen allgemein stagnierenden Absatzpreisen. Dann der Versuch des Ausgleichs durch Masse, was Intensivierung bedingt und mit ihr die Gefahr des Überangebots vor allem bei leichtverderblichem Feingemüse. Die Gärtner warten in der Frühe auf den Abruf durch den Großhändler. Dieser teilt mit, welche Verpackung der Erzeuger stante pede zu verwenden hat, je nach dem Bedarf des speziellen Abnehmers, an den der Großhandel an diesem Tag liefern wird. Kartonagenvorrat ist anzulegen. Dann beginnt die Tyrannei der EG-Normen. Handelsklasse ist nicht zu wechseln mit Güteklasse, aber inwieweit ist der Verbraucher informiert? Tomaten beispielsweise der Handelsklasse 1 sind größtenteils normiert, haben aber keine andere Güte als die der Handelsklasse 2.

EG-weit sollen die Prüfungskriterien für Pflanzenschutzmittel vereinheitlicht werden, Sache der einzelnen Staaten aber bleibt die Anzahl und Auswahl der einzelnen Mittel aus diesem Katalog. Es ist das Dilemma der Gemüsegärtnerei: Einerseits herrscht mittlerweile ein Trend in der öffentlichen Meinung

zugunsten des Spritzmittelverzichts, andererseits fordert der Händler 'einwandfreie' Ware, also normiert nach Aussehen und Gewicht nach Maßgabe seitens der Bürokratie. Die "Hollandwoor", wie die Gärtner sagen, sieht schöner aus und die Holländer wissen ihre Anteile im deutschen Markt zu halten. Nur noch 30% des deutschen Gemüsebedarfs werden vom Inland gedeckt.

In Frankreich andererseits liefert der Gemüsebauer nur an, ein eigenständiges Verpackungsteam des Großhandels transportiert die Ware vakuumgekühlt, wenn's sein muß bis nach Bamberg.

Immer noch wird das althergebrachte Erdaukochen praktiziert. Intensivste Nutzung des Bodens erhöht zwangsläufig die Wahrscheinlichkeit der Ansammlung kulturschädlicher Mikroorganismen. Kompost wird übers Jahr abgelagert und mit Wasserdampf in einem geschlossenen System gekocht. Dieses Verfahren hilft gegen allen Befall außer den durch Kohlhernie, der "Wurzelgicht", die man prophylaktisch durch starke Kalkbeigaben verhindern kann. Aber das Erdämpfen verursacht Kosten von etwa 2,50 DM pro Kubikmeter infolge des Brennstoffverbrauchs und lohnt sich nur für Gewächshauserde.

Sicher, man reagiert flexibel auf veränderte Kundenwünsche: Rettichanbau, als lokale Sonderkultur weitgehend gefeit gegen Normvorschriften lohnt sich wieder in gewissem Rahmen seit der Renaissance der fränkischen Brotzeitkultur.

Dominierten bis in die sechziger Jahre hinein Salatgurkenfelder und Frühkartoffelanbau, dann Spinat und die pflegeaufwendigen Schwarzwurzeln auf den Äckern, liegen heute Salat, Blumenkohl, Rettich, Radieschen und auch Gelbe Rüben an der Spitze des Anteils an bebauter Fläche. Die Wiederentdeckung des Mangolds in der gehobenen Küche bietet sicherlich für einzelne Direktbelieferer eine Chance. Der Zierpflanzenbau scheint krisenfest und es werden Flächen zu seinen Gunsten umgenutzt. Schon 1928 empfahl sich der Gartenbaubetrieb Fichtel in der Kaimsgasse als Arrangeur für Saaldekorationen und landwirtschaftsgärtnerische Flächenanpflanzungen. Nur läßt sich die Identität der Bamberger

Gärtnerei nicht in Form einer beliebigen Anhäufung von Floristenbetrieben wahren. "Bamberger Gemüseanbau am Ende?" sorgte sich kürzlich die Lokalzeitung.

Eine wöchentliche Arbeitszeit von 90 und mehr Stunden ist für die ältere Generation unter den Gärtnern noch selbstverständlich; als Rentner dürfen sie nur noch bis zu 2000 m<sup>2</sup> bewirtschaften, sonst droht Wegfall des Altersgeldes. Gerade diese Betriebe sind es, die das innerstädtische Antlitz der Gärtnerei noch prägen. Reichtum entstand seit erinnerlich nur durch Feldverkauf. Vor der Einführung der Alterskasse für Landwirte bestand seit 1952 ein Pflichtversicherungsverhältnis im Rahmen der Bundesversicherungsanstalt für Angestellte. 1978 mußten Nachzahlungen in erheblicher Höhe geleistet werden, sonst wäre in der Folge aus diesem, immerhin sechs Jahre währenden Beitragsverhältnis, überhaupt kein Altersgeld ausbezahlt worden. Jetzt mußte auf die Schnelle Grundbesitz verkauft werden, und nicht einmal mehr, um "reich zu werden"! Ein eigentliches Austragsverhältnis wie im ländlichen Bereich hat es in der Gärtnerei nicht gegeben. Die Regel war eine Realteilung der Felder, während der Betrieb, um nicht durch fortwährende Teilung unrentabel zu werden, gegen Auszahlung auf den jüngsten Sohn übergang. Arbeiteten nach der Hofübergabe die Eltern, solange sie konnten, dann beim Sohn mit, so steht heute oft der alte Gärtner, unter gelegentlicher Mithilfe der in anderen Berufen tätigen Kinder, im Mittelpunkt des 'Gerackers', des 'Gewechs'. Mit kontrastierender Idyllik hält Michael Hofmann den "Lebensrhythmus einer alten Stadt", den bukolischen Moment fest, wie er 1955 wohl noch faßbar gewesen ist: *"Die besten Treuhänder der elementaren Natur, und zugleich die am schärfsten profilierte Gruppe unter den Alteingesessenen, sind die beiden kuriosen Spielarten **stadtbürgerlicher Landwirte**: die Häcker des Berggebietes, die früher Reben pflanzten und heute noch den Traubenheiligen Sankt Urban als ihren Patron verehren, und die Gärtner um die Wunderburg, um St. Gangolf, um Heiliggrab und um die Siechenstraße, die einst ganz Mitteleuropas Apotheken mit Süßholzwurzeln versorgten (...) bis die Gaumenlust des Süßholzkauens*

*durch jene des Bonbonlutschens verdrängt wurde. Seitdem bauen sie in Freilandkulturen das berühmte Bamberger Frischgemüse an, leben als Ackerbürger seit langen Jahrhunderten in ihren angestammten Stadtvierteln, führen die kräftigste Sprache mit Mensch und Vieh, spannen ungeachtet des modernen Verkehrs ihre kleinen braunen Gärtnerkähe an den Bauernwagen und bringen damit nicht nur den Ruch von Klee und Rüben, sondern auch die Atmosphäre des Landbaus, den Rhythmus von Saat und Ernte, den Zyklus der sonst im Stadtleben verblaßten Jahreszeiten in die Urbanität der Bischofs-, Schul- und Behördenstadt. Kaum ein anderes Gemeinwesen von gleicher Würde kann sich solcher ertümlicher Verbindungen mit der Natur erfreuen wie die alte Gärtnerstadt an der Regnitz."*

Längst ist die bescheidene Viehhaltung der Gärtner Geschichte, – in den beiden Jahrzehnten nach dem Krieg noch war sie möglich aufgrund der Mithilfe von Dienstboten, vor allem Eisenbahnerfrauen. Wie seit ehemals aber befindet sich in der Siechenstraße eine Schmiedewerkstatt, in der alte, zum Teil von früheren Generationen überkommene Gerätschaften instandgesetzt werden. –

Navigatio Vitae – wohin fährt das Schiff mit den Bamberger Gärtnern?

Leise und bestimmt antwortet mir die Gärtnerin Elisabeth Ochs aus der Geisfelder Straße: "Das Schiffelein ist auf Sand gelaufen..." Schwebezustand, – gehemmte Fahrt, aber was auf Sand gelaufen, kann doch nicht gänzlich sinken. Wer könnte auch arbeiten ohne Hoffnung auf Bestand des Geleisteten?

## Aus dem Monatstagebuch

Bamberg. Glücklich, wer als Kind in solch einer Stadt Häuserwände berühren lernte, Feinkorn des Sandsteins; wer an diese Mauern als verliebter Fünfzehnjähriger mit Kreide Namen schrieb.

Theuerstadt. Der Morgen ringt mit dem Nebel, Dunstfetzen hindurch dringt unterschiedlicher Grundlärm des Arbeitsverkehrs. Guter, beizender Herdrauch noch, gedrückt in die schmalen Straßen, Novemberparfüm, mit dem angetan eine alte Vorstadt vor den

Spiegel tritt, kokettierend sich ihrer Straßenverläufe entsinnt, dem flüchtigen Besucher ihre Reize nicht preisgibt. Kinderspiel und Schelmerei, auf Ansitz zu warten, bis in der Kaimsgasse engster Stelle ein alter Pykniker steckenbleibt, den Kalk der Hauswände schrappt.

Margaretendamm, Gasfabrikstraße. Hausgärten werden schrittweise kupiert. Noch zeigen zwei Scheuern, halb versunken hinter der Dammkrone an, was Land hier war, als Ordenszeichen auf maroder Mauerbrüst eine Blunawerbetafel.

Dann wurden die Gärten zu Ausstellungsflächen einer Autohandlung; ein die Berliner Mauer paraphrasierender Betongurt schirmt das Stadtwerksgelände vor Republikflüchtlingen Richtung Magazinautokorso ab. Selbst einem Scharfrichter wäre das Wohnen im Henkershaus nicht mehr zuzumuten. Beton und Asphalt: Wer ist für diese Entstellung zu teeren und zu federn?

Die letzten Endes für all das Unverantwortbare nicht verantwortlich zu Machenden hocken derweil breithinrig in ihren Amtsbereichen und bescheiden und verfügen vor sich hin. Gärtnerland ist abgebrannt. Sottise.

Da liegt es am Berliner Ring, schrundiges Ödland jetzt. Ruderalflora von Königskerzen gibt ihm zeitweilig Würde und spärliches Ornat. Da liegt gewesenes Gartenland, zum Rabenrastplatz heruntergekommen. "Filetstück", garstiger Euphemismus, man redet von diesem Strich vernarbten Bodens mit dem Unterton von Freibank und Open-Air der Bediensteten der Trunstadter Fleischfabrik. Welche uneingestandene Funktion hat dieser Neologismus? Tummelplatz für Grundstückszuhälter, Investoren, die sich wie Hunde um einen Wurstzipfel balgen. Gleichnisse sind der Wahrheit näher, als man denkt. Vielleicht auch setzt sich die Begeisterung für's Fleischliche dereinst in der Bebauung durch: Bauten aus Bratwurstfülle auf dem Grund des "Filetstücks"? Schweinsblasen anstelle von Fensterglas sind immerhin historisch belegbar...

Nordflur. Schütternes Pappelgeäst stäupt seine Besen gegen den Himmel, tatenlose Feggebärde, wo bleichgoldenes Blätterspiel die Blößen der Landschaft zu decken sucht.

Und aus dem hirzeligen Gezweig taumeln sie hundertfach, windstoßgetrieben, die Ackerfurchen entlang, bis hin zur Böschung der Schnellstraßen. Kaum je schärfer als jetzt im Oktoberlicht zeichnet sich Land ab. Land, dem man die Weite nahm.

Zeit zum Gelberüben-stechen.

Und auf einem Sitz aus hölzernen Steigen, die Decke um sich geschlagen, aufrecht wie ein Markstein, unbewegt die alte Gärtnerin. Geboren sei sie 1896, sagt sie zum Fotografen, er müsse sich schon selbst ihr Alter ausrechnen.

### *Franconia profunde*

Mit der gleichen *Stabilitas Loci* wie die Gärtner hat die Ackerbürgergruppe der Häcker das Quartier um den Laurenziplatz geprägt. Wer sich Zeit nimmt für einen spröderen Einstieg in die Seele und Geschichtlichkeit dieser Stadt und nicht den ausgetretenen Pfad von Attraktion zu Attraktion einschlägt, der wird auch heute noch etwas von der vorstädtischen, fast dörflichen Atmosphäre, der eigentümlichen Geschlossenheit wahrnehmen, wie sie Charlotte Papsthart in ihrer beispielhaften Prosaskizze "Rund um den Laurenziplatz" 1935 festgehalten hat. Hier, stadtauswärts des ehemaligen Oberen Kaulberger Tores, – der Zweidlerplan zeigt bereits das Entstehen eines enggassigen Straßendeltas beidseitig der Straße nach Würzburg – bildete sich im ausgehenden Mittelalter die zentrale Siedlung Bamberger Weinbauern heraus, neben einigen zerstreuteren Wohnsitzen an Stephansberg und Maienbrunnen. Der fränkische Name 'Häcker' für (Klein-) Winzer rührt von der Arbeit mit dem Karst, einer zwei- oder dreizinkigen Hacke her, mit der sowohl in den Zeilen als auch zwischen den Weinstöcken der Boden zur Lockerung und Unkrautbeseitigung bearbeitet wurde.

Beherrschend im Zentrum des Angers, dessen Lage heute relikthaft durch die Freifläche des Laurenziplatzes faßbar ist, stand der Baukomplex des Antoni-Siechenhauses, eines Leprosoriums für männliche Infizierte.

Bis auf die Spitalkapelle, deren eigentliches Antoniuspatrozinium durch eine Laurentiusaltarstiftung im späten 15. Jahrhundert und eine Neuweihe 1629 von einem Laurentiuspatrozinium erst ergänzt, dann überlagert wurde, sind keine sichtbaren Zeugnisse des 1757 in einen Neubau an der Hallstadter Straße verlegten Siechenhauses, das schon vorher mit dem Verschwinden gangränöser Krankheiten zunehmend als Altersversorgungsstätte diente, an dieser Stelle mehr erhalten. Verschwunden sind genauso die auf Stadtgrundrissen noch des 18. Jahrhunderts festgehaltenen, unabdingbar zum landwirtschaftlichen Betrieb gehörenden 'Weete', im öffentlichen Platzbereich liegende Viehtränken und -schwemmen. Dagegen markieren immer noch Weinbergterrassen, zwar nicht mehr ihrem einstigen Zweck genügend, das Relief der Hügelflanken von Kaulberg und Stephansberg; gelegentlich bestückt mit pavillonartigen Flurhüterhäuschen aus der Barockzeit.

Hauptgrund für den Niedergang des Bamberger Weinbaus im Laufe des 19. Jahrhunderts ist neben Unrentabilität gegenüber auf den Markt drängenden außerfränkischen Kreszenzen der Fortfall der Kulturberatung durch die Michelsberger Benediktinermönche, eine Spätfolge der Säkularisation auf agrikulturem Sektor.

Verglichen mit den typischen Häckerhäusern des Maingebiets mit ihren oftmals hochgestelzten, die Erdgeschoßzone miteinbeziehenden Kellerräumen, ähneln die Häuser der Bamberger Häcker in Erschließung, Aufriß und Hofanlage denen der Gärtner, – vollzogen aber wesentlich früher als jene den Schritt zur durchgehend zweigeschossigen Bauweise. Zur Weinlagerung bot sich das ausgedehnte Kellersystem an, das seine Entstehung dem unterirdischen Abbau feinkörnigen, weichen Keupersandsteins zur Gewinnung von Scheuersand verdankt.

Der beim Abriß der Gebäude Laurenzistraße 25/27 während der Neuausschachtung zerstörte gotische Keller mit seinen spitzbogigen Pforten gab Zeugnis vom hohen Alterswert dieses nun verlorenen landwirtschaftlichen Anwesens, das auch in seinen aufgehenden Teilen dem Viertel ein wesentliches

Stimmungsmoment verlieh. An einem jedermann zugänglichen Ort, dem Laurenzikeller, jenem atmosphärisch wohl am weitesten dem Frankenweingenuß entgegenkommenden Ausschank in dieser Stadt, sind an den glücklicherweise unverputzt gelassenen Gewölbewänden noch Bearbeitungsspuren der Entstehungszeit ablesbar.

Aber auch die einst zahlreichen, durch Kriegszerstörung und Brauereisterben stark dezimierten Brauereigasthöfe entlang des Kaulbergs waren symbiotisch mit den Häckern verknüpft als Lieferanten des stark eiweißhaltigen Biertreibers, sogenannten Milchfutters, für deren Viehbestand.

Tatsächlich ist die Fleisch- und Milcherzeugung geringen Ausmaßes, wie sie immer noch von einigen Häckern beibehalten wird, die augenfälligste Konstante in der Produktpalette, welche häufigeren und grundsätzlicheren Wandlungen als im Gärtnerbereich unterworfen war.

Begünstigt durch den sich seit den 1860er Jahren in Bamberg konzentrierenden Hopfenhandel ersetzte diese Sonderkultur zunehmend den Weinanbau und auf den Terrassen bestimmten Hopfenstangen statt Weinstöcke das Bild.

Baum- und Beerenobstkulturen lösten neben intensiver Feldbewirtschaftung dann bis in die 20er Jahre unseres Jahrhunderts den Hopfenanbau ab. Einen guten Nebenverdienst bot die Verrichtung von Gartenarbeiten auf den Grundstücken Bamberger Privatleute.

Mit Zuckerrübenanbau seit 1960 und neuestens Rapsanbau zur Ölgewinnung vollzogen die Häcker einen Schritt mehr zur Angleichung ihrer Erzeugnisse an die allgemeinen landwirtschaftlichen Sortenschwerpunkte. Rentable Ertragsmengen sind gewährleistet durch die Verfielfachung der Betriebsgrößen aufgrund von Anpachtung ehemaliger Gärtnerflächen vor allem im Sendelbachgebiet.

Bereits in den 1930er Jahren bestand eine gute Verbindung des 'Vereins junger Häcker', der schon damals Abkömmlinge alter Häckerfamilien in seinen Reihen hatte, welche nicht mehr im traditionellen Beruf tätig wa-



ren, zum 'Blühenden Gärtnerbund' der Unteren Gärtnerei. Das war nicht selbstverständlich, denn Gärtner und Häcker lebten, wie es mancher ältere Vertreter des einen oder des anderen Standes sagte, 'in zwei verschiedenen Welten'. Wenn überhaupt, dann bot das religiöse Leben, gemeinsam getragenes Brauchtum die Basis gemeinsamen ackerbürgerlichen Selbstverständnisses, wie es dem Engagement für das von der damaligen Stadttheatropflegerin Elisabeth Roth angeregte Museum zugrunde lag. Löste sich der 'Blühende Gärtnerbund' als Junggärtnerverein mangels Nachwuchses 1989 selbst auf – nachdem die entsprechende Jugendorganisation der Oberen Gärtnerei bereits 1960 zu existieren aufgehört –; man trug am Ende nur noch die Last eines "Prozessions- und Beerdigungsvereins", in dem kein Mitgliedsbeitrag erhoben, sondern eine freiwillige Spendensammlung durchgeführt wurde, so zeugt das Faktum, daß junge Häcker nach der Heirat selbstverständlich der Häckerbruderschaft angehören, von einer eigentümlichen Verschmelzung traditioneller Organisationsformen. Bruderschaften als rechtmäßig errichtete Körperschaften, denen caritative Ziele und öffentliches Bekenntnis der Frömmigkeit obliegen, sind ursprünglich klerikale, seit dem Spätmittelalter auch Laien offenstehende Zusammenschlüsse. Im letzteren Fall konnten sie sich a priori aus Mitgliedern eines speziellen Berufsstandes zusammensetzen oder aber verschiedenen Volks- und Berufsschichten offenstehen. Die Bamberger Ackerbürgerstände waren es, die aus der Vielzahl von Bruderschaften, welche gemäß der Idee einer "Demonstratio Catholica" das öffentlich-religiöse Leben der Barockzeit gewährleistet hatten, einige über die Säkularisation hinweg bis in heutige Zeit kontinuierlich sicherten. Dies gelang, indem die Angehörigen des Ackerbürgerstandes bereits um die Wende zum 18. Jahrhundert einzelne Bruderschaften wie die Fünf-Wunden-Bruderschaft oder Anna-Bruderschaft, – letztere verstand sich zur Zeit ihrer Gründung als Zusammenschluß der Kaufmannschaft –, majorisiert hatten; oder aber indem sie ungeachtet der formellen Auflösung einer Bruderschaft deren Kultus weitertrugen, so bei der Sebastiansverehrung in der Unteren Gärtnerei. Ein Drittes war nun die

frühzeitige Vernetzung religiösen Zusammenschlusses und zünftisch-politischer Vertretung wie im Falle der Urbani-Bruderschaft, die, zum Synonym der Häckerzunft geworden, nun auch in der Folge auf den Zusammenhalt eines Berufsstandes stabilisierend wirkte, als sich das Berufsbild vom Weinbau zur regulären Landwirtschaft hin änderte und die städtische Bebauung über den Laurenziplatz hinausgriff.

Als Träger religiösen Brauchtums, mitunter in doppelter Wortbedeutung – denkt man an die ehrenhafte Schwerarbeit, die mit der geschulterten Last der Heiligenbilder verbunden ist – sichern Häcker und Gärtner dem katholischen Bekenntnis andernorts bald planmäßig, bald aus Nachlässigkeit verlorengegangene Ausdrucksformen aus Kulturepochen, da die Religiosität sich ihres sinnlichen Gehalts besser entsann als heutzutage. Selbst die Unterwerfung der ihrer politischen und gesellschaftlichen Einflußnahme weitgehend beraubten Kirche unter die Vormundschaft einer antiklerikalen Staatsraison, welche mittelbar entscheidenden Anteil hatte am Versiegen ständisch-bürgerlicher Festkultur, hat unbeabsichtigt zum Entstehen eines 'gärtner-eigenen' Hochfestes, der 'Kleinen Fronleichnamsprozession' beigetragen.

Wird in jetziger Zeit der Feiertagscharakter von Kirchenfesten eines maroden Staatshaushaltes wegen angetastet, so hat dies historische Parallelen im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. 1803 verfügt die Bayerische Landesdirektion, daß die Oktavprozession von St. Martin auf das Fronleichnamfest selbst gelegt werde, und 1808, daß die Prozession jährlich wechseln solle zwischen den Pfarreien St. Martin, Obere Pfarre und Dom. Nur St. Gangolph wurde eine eigene Prozession am Sonntag nach Fronleichnam gestattet, wegen seiner externen Lage und weil es in diesem Bereich nur eine einzige gepflasterte Straße, den Steinweg, gebe. Öffentliches Bekenntnis findet indes nicht nur statt in Prozessionen und Flurumgängen, sondern genauso durch Skulpturenschmuck am Haus, im Straßenraum. Welcher Ort vergleichbarer Größe in Deutschland birgt noch einen solchen Reichtum an in situ erhaltenen Bildstöcken und Flurkreuzen innerhalb der Stadtgren-



Foto: Erich Weiß

zen? Aber auch im Stillen, im nicht jedermann Zugänglichen hatten Ausdrucksformen des Glaubens Platz gefunden.

Bestand hatte bis in die letzten Jahre ein privater Gebetszusammenschluß, dem bürgerschaftlichen Gedanken nah verwandt. Nachbarschaftlich begingen neun Gärtnerfamilien in der Novene vor Heiligabend die 'Herbergsuche', wobei eine Marienstatue von Abend zu Abend in einen anderen Haushalt gebracht und gemeinsame Andacht gehalten wurde mit dem Gebet:

*"Die Muttergottes geht umher  
Ihr Aug' ist naß, ihr Herz ist schwer.  
Ach, denkt sie, ob ich nirgends find,  
Ein Herberg für mein armes Kind.  
So geh ich dann tagein, tagaus  
Jetzt im Advent von Haus zu Haus  
Und klopf an jede Herzenstür  
Wer läßt mich ein, wer öffnet mir?  
Und wo man liebend ein uns läßt  
Da bring ich mit zum Weihnachtsfest  
So helles Licht, so große Freud,  
Wie diese Welt sie niemals beut.  
Dies Herz wird dann zum Krippelein  
Da leg ich gern mein Kind hinein.  
Und wer dies Kindlein hat und hält  
Hat schon den Himmel auf der Welt."*

Wer vom Bahnhof kommend den Weg zur Inselstadt seitab über Kloster- und Spitalstraße zur Letzengasse nimmt, entlang der alten Grenze zwischen Oberer und Unterer Gärtnerei, sieht abends in der Straßenflucht das Kerzenlicht am Stamm des Flurkreuzes in der Mittelstraße: Leise Sorge um den Segen für diese Stadt und ihre Einwohner, Glaubenshaltung, aus der heraus noch unmittelbar nach den Bombardements im Februar 1945 die Legende von St. Kunigundes Schleier aufgegriffen wurde. Eine Zeichnung der Bamberger Künstlerin Anna Löffler-Winkler aus dem Folgejahr zeigt das Gnadenbild der freudenreichen Muttergottes als Interpretation der unversehrt gebliebenen Oberen Pfarre inmitten der umliegenden Ruinenstätte.

Einmal aus dem funktionalen Kontext ihrer Spitalzugehörigkeit gelöst waren Sebastiani- und Laurenzikapelle in vergleichbarer Weise zu Andachtsstätten der umliegenden Acker-

bürgerbevölkerung geworden. Die Sebastianusverehrung der Gärtner wurde sicherlich bestärkt durch die Freiskulptur in der Theuerstadt, 1780 errichtet von Martin Mutschele und Friedrich Theiler auf Geheiß Bonaventura Mutscheles, zum Dank für dessen Verschonung während einer Pestepidemie in Moskau. Es ist ein ergreifendes Bildwerk, heute noch bei der 'Kleinen Fronleichnamprozession', mit Blumentepichen geschmückt, als Schlußaltar hervorgehoben. Hier wie da waren es tatkräftige Einzelpersönlichkeiten aus den Kreisen der Gärtner und Häcker, welche die Erhaltung beziehungsweise den Wiederaufbau der genannten Kapellen vorantrieben und sie damit als 'Eigenkirchen' für ihre Stände sicherten. Die 1803 zur Versteigerung auf Abbruch ausgeschriebene Sebastianikapelle wurde so von dem Gärtner Johann Peßler gerettet, der sie zwei Jahre später an das Gastwirthehepaar Schmitt verkaufte.

Wie die Erfüllung einer Weisungssage und doch von Zeitzeugen bestätigt mußten die Umstände des Wiederaufbaus der kriegszerstörten Laurenzikapelle an. Man hört immer noch am Kaulberg die Erzählung, die Hand der barocken Urbansskulptur mit den drei zum Segenszeichen erhobenen Fingern habe aus dem Trümmerschutt geragt. Auf Veranlassung des Häckers Georg Motschenbacher wird der verschüttete Korpus ausgegraben und bereits 1946 unter widrigsten finanziellen Umständen – die Zahlung erfolgte in Lebensmitteln – restauriert. Unter seiner Regie war der Wiederaufbau des 1951 im Bürgerverein Kaulberg beschlossenen Wiederaufbaus der Kapelle schon 1954 abgeschlossen; die Eigenleistungen nötigen Respekt ab: Bauholz wurde aus eigenen Wäldern, Backsteine und Sand aus dem Umland herbeigeht, die alt-eingesessene Bauunternehmung Nikol stellte drei Maurer und Tagelöhner zum Speisanrühren. 1959 erfolgte der Grundbucheintrag des Bauwerks als Eigentum des 'Verains zur Erhaltung der Laurenzikapelle', unter dessen Obhut der Innenraum von den üblichen mit der Liturgieform einhergehenden Umgestaltungen verschont blieb.

Zur Aufrechterhaltung von Tradition bedarf es einer Ingredienz an Säkularem, um der

Gefahr des Erstarrens und endlosem Rezipat vorzubeugen. Das Hochfest kann nicht ohne den Arbeitstag, das Frömmigkeitszeugnis nicht ohne gelebte Nachbarschaft gedeihen. Unterschiedliche Kontinuität war den Formen und Anlässen gemeinschaftlichen Handelns in den Kreisen der Gärtner und Häcker beschieden. So bestand ein Kanon von Anlässen und Orten der Geselligkeit, von Vereinslokalen und Stammtischtreffpunkten, welcher interne Zusammenkunft und öffentliche Darstellung gleichermaßen einzubinden verstand.

Da waren die Heischebräuche, die "Pfef-fertage" der Kinder, wo sich an Neujahr die Mädchen, am 28. Dezember die Buben gegenseitig mit Weidenruten 'fitzten'. Eigenes Liedgut gab frohen wie traurigen Anlässen Kontur, wie das dem Studentenlied von der 'Alten Burschenherrlichkeit' nachempfundene Vereinslied des Blühenden Gärtnerbundes oder die noch heute bei Beerdigungen Wunderburger Gärtner gesungene vierte Strophe des Wunderburger Marienlieds, ein recht junger Text, 1920 verfaßt vom quartiersansässigen Lehrer Max Schäfer.

Da waren die Traditions gaststätten von Oberer und Unterer Gärtnerei, "Mohrenpeter" und "Unterland", in welcher letzterer, noch jetzt erinnerlich, Hochwürden Heberlein, erster und langjähriger Seelsorger der 1914 gegründeten Gemeinde St. Otto, Stammgast und damit auch Hirte seiner Gärtner im Profanen gewesen ist.

Die Stätten kurzen werktäglichen Gesprächs, die Schoppenwirtschaften: Ver-

schwunden die "Fröschgrube", und die "Sonne", nunmehr mit gewechselter Klientel, verbreitet den Charme einer Justizvollzugsanstalt. Gradueller Abstieg des "Grünen Baums", Einst Brauerei, dann Speisegaststätte, zuletzt vor dem Abriß 1978 Ausschank, steht an seiner Stelle nun der nichtssagende Bau einer Versicherungsagentur. Im "Greifenklau", wenn die Träger von Kerzenstäben und Heiligenbild nach der Urbaniprozession traditionell ihr 'Päarla Bratwürsch' verspeisen, schweift der Gedanke rekonstruierend ab in die vergangene Welt, als "Stadt Würzburg" und "Zum Grünen Steigerwald" dem sich der Stadt von Westen Nähernden Einkehr boten. Es ist Verlust zu beklagen an Gelegenheit, die Zeit ist den Gärtnern und Häckern knapper geworden, wo selbst der Sonntagnachmittag oft erhalten muß für die 'Zetteleswirtschaft', die Buchhaltung. Statt Gärtnerfleiß nun neue Normen? Gesetz von Angestellten des tertiären Sektors als Prätorianergarde der Freizeitgesellschaft?

In einer Zeit, wo sich täglich in der Gesellschaft neue Depravationserscheinungen zeigen, sollte jedes Gemeinwesen auf sein inneres Gleichgewicht, jede Stadt auf ihre Seele acht haben. Gerade Bamberg wird einst nicht danach beurteilt werden, ob fragwürdige "Oberzentrums" -qualitäten formuliert und angestrebt worden sind; sondern es wird gemessen werden am pfleglichen Umgang mit den hier beheimateten Talenten und historischen Ressourcen, danach, ob gut hausgehalten wurde. Noch kann diese Stadt Profil zeigen. Gärtner und Häcker haben mit ihrer Arbeit wesentlichen Anteil daran.

## Des jungen Hölderlins fränkischer Aufenthalt (1793/94)

Es sind keine neuen Ergebnisse der Hölderlinforschung, die hier ausgebreitet werden, die Fakten sind dem Kenner längst vertraut, seit Peter Härtlings Hölderlinroman<sup>1</sup> auch einem breiten Leserkreis: Vor genau 200 Jahren verbrachte der nachmals große Dichter ein knappes Jahr in Franken als Hofmeister im Schlosse der Familie von Kalb in Waltershausen zwischen Bad Neustadt und Römhild unweit Königshofen im Grabfeld gelegen. Es war ein Jahr, das, folgt man Hölderlins Briefen, voller Freude und Idealismus begonnen hatte und mit einem beruflichen Fiasko zu Ende ging.

### Der Schauplatz

*"Waltershausen, eigentlich Waltrathausen, ein im Grabfelde und Ritterkanton Rhön-Werra befindliches protestantisches Pfarrdorf, darf nicht mit dem Städtchen Waltershausen bei Gotha verwechselt werden.<sup>2</sup> Das Dorf ... liegt an dem Flößchen Milz, und zwar gerade in der Mitte zwischen Römhild und Neustadt an der Saale... Der Ort zählte im Jahre 1797 mit Inbegriff des sehr schönen, massiven und Anno 1619 seq. erbauten Schlosses, wie auch mit Einschluß dreier Mahl- und einer ansehnlichen Papiermühle, 71 Wohnungen. In diesen Gebäuden lebten, wenn man die auswärtigen Dienstbothen und Gesellen, ingleichem sechs Judenhaushaltungen dazu rechnete, 424 Seelen..."<sup>3</sup>*

So beginnt die ausführliche Beschreibung des Ortes Waltershausen in Bundschuhs zeitgenössischem Geographisch-Topographischem Lexikon (1804). Das erwähnte Schloß, Hauptschauplatz unserer Erzählung, ist eine Drei-flügelanlage mit vier behelmten Rundtürmen, wurde 1619/27 erbaut und 1723 nach dem Zeitgeschmack umgestaltet. Es befindet sich auf einem Hügel am oberen Ende eines heute mit hohen Bäumen bestandenen Parks, der sich von der Milz bis zum Schloß den Hügel emporzieht. An das Schloß grenzt, etwas tiefer gelegen, die kleine evangelische Pfarrkirche an, die im 16. Jahrhundert entstanden ist.

In ihrem Innern befinden sich 10 Epitaphe der Marschalk von Ostheim, die bis zum Aussterben der männlichen Nachkommen 1782 im Besitz des Dorfes waren. Um den Schloßberg herum ziehen sich in einem Halbkreis Wirtschaftsgebäude und die Häuser der Handwerker, Tagelöhner und Bauern. Diesen hatte die Herrschaft, das waren ab 1783 zwei Schwestern aus dem Hause der Marschalk von Ostheim und dann ihre Ehemänner, zwei Brüder aus dem Hause Kalb von Kalb(e)srieth,<sup>4</sup> erlaubt, sich gegen geringes Entgelt von den Frondiensten loszukaufen.



Friedrich Hölderlin  
Portrait von Franz Karl Hiemer (1792)